

dtv

Eine neue Sammlung von Geschichten indischer Erzählerinnen – sowohl einige der bestbekanntesten in Indien als auch neue Stimmen sind hier zusammengetragen. Wir lesen vom Schicksal einer verwitweten jungen Frau, die sich den für sie vorgeschriebenen Hindu-Riten nicht fügt, von den unvorhersehbaren Schrecken, die eine andere Frau in einer arrangierten Ehe erleidet, von der merkwürdigen Verwandlung einer Ehefrau und Mutter beim Fest der Schlangen, von Leere und Sehnsucht in einer modernen Ehe und von der Durchsetzungskraft einer Matriarchin, die sich bei einer Reise nach London zur Geißel der Mitreisenden und der besuchten Verwandtschaft entwickelt. Vieles andere mehr gibt es in dieser abwechslungsreichen Sammlung von Erzählungen zu entdecken, dabei geht es um die Rolle der Frau in der sich ständig verändernden modernen indischen Gesellschaft, um politische und religiöse Erwartungen, aber auch um Themen wie Umweltprobleme und Nationalitätskonflikte im Vielvölkerstaat Indien.

Urvashi Butalia ist Schriftstellerin und Verlegerin. Sie lebt in Neu-Delhi. 1984 war sie Mitbegründerin des ersten feministischen indischen Verlags Kali for Women. Heute leitet sie den Verlag Zubaan (»Zunge, Sprache, Stimme«). Sie hat über zwanzig Jahre lang an der Universität Delhi unterrichtet. Veröffentlichungen u. a. ›The Other Side of Silence: Voices from the Partition of India‹, wofür sie mit mehreren Preisen ausgezeichnet wurde, und zuletzt ›Speaking Peace: Women's Voices from Kashmir‹ (2002).

Frauen in Indien

Erzählungen

Herausgegeben von
Urvashi Butalia

Deutscher Taschenbuch Verlag

In Zusammenarbeit mit



National Book Trust, India

Ein Glossar befindet sich am Ende des Bandes.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Deutsche Erstausgabe 2006

2. Auflage 2011

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Auswahl aus: ›The Inner Line‹

© 2006 Zubaan Books, New Delhi

© 2006 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Stephanie Weischer unter Verwendung
eines Fotos von mauritius images/Steve Vidler

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Gesetzt aus der Garamond 10/12

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13508-5

Inhalt

Anjana Apachana: Beschwörungen	7
Ambai: Im Küchenanbau	38
Vandana Singh: Durst	62
Nayantara Sahgal: Martand	88
Indira Goswami: Der Nachwuchs	98
Temsula Ao: Das letzte Lied	120
Shashi Deshpande: Das Tal im Schatten	135
Mridula Garg: Der Baum des Jahrhunderts	146
Bulbul Sharma: Mayadevis großes London-Yatra	157
Anita Agnihotri: Erhabenes Leben	178
Githa Hariharan: Die Regenmacherin	194
Priya Sarukkai Chabria: Menaka erzählt ihre Geschichte	203
Nachwort	221

Die Autorinnen	227
Glossar	23I

ANJANA APACHANA

Beschwörungen

Ich war zwölf und ständig versunken in irgendeinen viktorianischen Roman. Nachts, wenn ich neben meiner Schwester schlief, träumte ich davon, ich sei Jane Eyre oder Agnes und werde von Rochester oder David umworben. Einmal in einer heißen Sommernacht merkte ich, dass meine Schwester am ganzen Leib bebte. Es war die Nacht vor ihrer Hochzeit, und die Arme um die Schluchzende gelegt, versicherte ich ihr mit der ganzen Weisheit einer Zwölfjährigen, es gebe überhaupt keinen Grund zur Sorge, denn Nikhil, ihr Bräutigam, sei freundlich, zärtlich und gutaussehend und sie selbst obendrein noch wunderschön. Sie drehte sich zu mir um, umklammerte meine Hand schmerzhaft fest und sagte, sie sei vor zwei Tagen von Nikhils Bruder Abhinay vergewaltigt worden. Sie hielt die Hand vor den Mund, um ein Schluchzen zu unterdrücken, und ich schlüpfte zu ihr ins Bett, legte mich neben sie und nahm sie in den Arm. Doch ihr Schluchzen war unkontrollierbar. Unsere Eltern würden sie hören. Ich half Sangeeta aus dem Bett und ins Badezimmer, zog die Toilettenspülung, drehte beide Hähne auf und schloss die Badezimmertür. Sie setzte sich auf die Toilette, ich mich auf den feuchten Boden, und nachdem sie zehn Minuten lang heftig geweint hatte, lehnte sie den Kopf gegen die Wand und erzählte mit abgewandtem Gesicht.

Nikhils Mutter war vor zwei Tagen mit ihr Saris kaufen gegangen, und Abhinay, Nikhils jüngerer Bruder, hatte angeboten, sie zu begleiten. »Du wirst einmal einen wunderbaren Ehemann abgeben«, hatte seine Mutter ihn geneckt.

»Ein Mann, der so viel Geduld hat, wenn Frauen einkaufen.« Geduld hatte er tatsächlich gehabt. Nach dem Einkauf hatte er seiner Mutter vorgeschlagen, er werde erst sie nach Hause fahren und dann Sangeeta. Er setzte die Mutter ab und erklärte Sangeeta, er müsse noch schnell etwas aus seiner Dachgeschosswohnung holen. Ob sie dort kurz vorbeifahren könnten? Er bestand darauf, dass sie nicht allein im Wagen wartete, und so ging sie mit ihm hoch. Sobald sie drinnen waren, schloss er die Tür ab.

Meine Schwester, die beim Reden die Wand angestarrt hatte, sah mich jetzt an. Ich versuche, mir aus heutiger Sicht vorzustellen, was sie damals vor Augen hatte: Ein Mädchen im Schlafanzug, dünn, das Haar zu einem straffen Zopf geflochten, das Gesicht wie auf dem Foto, das sie einmal von mir aufgenommen hatte – arglos und voller Bewunderung für sie. Meine Schwester wandte sich wieder von mir ab und sagte: »Und dann hat er mich vergewaltigt.« Ich legte die Hände um ihre bloßen Füße, hielt sie fest umschlossen und lehnte das Gesicht gegen ihre Beine. »Ich habe mich nicht gewehrt«, sagte sie. »Er sagte, er würde es abstreiten und überall erzählen, ich wäre hinter ihm her gewesen. Er sagte, keiner würde mir glauben. Und er hat es so lange gemacht, so schrecklich lange.« Sie wandte sich mir zu und befühlte prüfend meine Wange. »Weißt du, was Vergewaltigung bedeutet?« Ich gab einen zustimmenden Laut von mir, meine tränennasse Wange an ihrem Nachthemd. Ja, ich wusste, was Vergewaltigung bedeutete. Das sollte ich eigentlich nicht wissen, ich sollte ja noch nicht einmal wissen, was Sex war. Doch meine Freundin und ich hatten nicht lockergelassen, bis wir Bescheid wussten, wobei unsere einzige Quelle jene Bücher waren, die wir eigentlich nicht lesen durften. *Reader's Digest* war zwar nicht verboten, verschaffte uns aber eine vage Vorstellung, denn da stand immer irgendetwas über die kleinen Geheimnisse des ehelichen Kampfes,

die erlaubten und die verpönten Hilfsmittel der sexuellen Verwicklungen. Sorgen Sie dafür, dass es in Ihrer Ehe prickelt, riet der *Digest*, machen Sie es unter dem Esstisch und auf dem Esstisch, unter dem Bett und in der Badewanne. Meine Freundin und ich seufzten vor Aufregung. Ach, wenn man erst verheiratet wäre! Zünden Sie Kerzen an, drängte der *Digest*, legen Sie Parfüm auf, öffnen Sie Ihrem Mann eines Abends die Tür und seien Sie – nackt! Meine Freundin und ich erschauerten. Konnte denn das Prickeln jemals aus der Ehe verschwinden? Unmöglich! Konnte man diese Experimente jemals ausschöpfen? Niemals! Aber wenn man bedachte, was sich da alles abspielte, wieso wirkten die Verheirateten dann immer so gesetzt, so nüchtern und so gar nicht vom Überschwang des Liebesaktes berührt? Eines unvergesslichen Tages entdeckte meine Freundin, als ihre Eltern einmal nicht zu Hause waren, ein sichtlich häufig gelesenes Taschenbuch im Elternschlafzimmer, das sie hastig verschlang, voller Angst, die Eltern könnten sie bei der Rückkehr ertappen. Gleichzeitig war sie in Bann geschlagen von den Entdeckungen, die sie dort machte. Die Sache sei ganz schön kompliziert, tuschelte sie mir später zu. Der Sex sei anscheinend in drei Phasen unterteilt – das Vorspiel, womit das Küssen gemeint sei; der Verkehr, womit der Verkehr gemeint sei, und schließlich Klimax und Orgasmus, die eine Art Gipfel und Erlösung bezeichneten. Die Kunst des Küssens, die wir immer für etwas Einfaches gehalten hatten, schien mit fast ebenso großen Komplikationen verbunden wie der darauf folgende Akt. In dem Buch stand, es sei nicht auf die Lippen beschränkt und erfordere große Sachkenntnis. Der Rest war verschwommen. Wir konnten diese Information mit nichts Vorstellbarem verbinden. Wir grübelten über die Zeitfrage nach. Zehn Minuten? Eine halbe Stunde? Eine Stunde? Wir stellten uns insgeheim vor, dass unsere Eltern es machten. Aber nein,

das war ausgeschlossen. Eltern waren jenseits solcher Experimente, solcher Sehnsüchte, solcher Gipfel und Erlösungen. Wir sahen uns an, verwirrt, frustriert und entzückt. Das ganze Prozedere dauerte offensichtlich länger und war weit komplizierter, als wir erwartet hatten, und umso sehnlicher durfte man sich gewiss darauf freuen. Sex war etwas, was Mädchen wie uns irgendwann widerfuhr, und dann würden Blitze zucken und der Himmel erglühen. Wir würden unsere Rochesters und Rhett Butlers bekommen, das war nur eine Frage der Zeit. Bis dahin wären auch unsere Nasen zarter, unsere Lippen sinnlicher, unsere Augen groß und seelenvoll und unser Haar wäre dick und glänzend, Haar, wie Männer es gern streicheln. Es war nur eine Frage der Zeit, dann würden die Pickel spurlos verschwinden, die Brüste auf wundersame Weise wachsen, die Haare auf Armen und Beinen würden still und unauffällig ausfallen, und die Augenbrauen würden sich wölben und auseinander rücken. Das war alles nur eine Frage der Zeit, der Zeit. Aber einer anderen Zeit als der unserer Mütter, die bei weit geöffneter Schlafzimmertür schliefen und deren Bett einen Meter vom Bett des Vaters entfernt stand, und zwar schon so lange wir denken konnten. Nein, nicht die Zeit unserer Mütter, die als Bräute sogar noch unwissender gewesen waren als wir als Kinder. Jetzt denke ich an diese unzähligen Mütter, die einst nach der Hochzeit die mit weißen und gelben Blumen geschmückten Schlafzimmer betraten, vor deren Hintergrund ihre Brautsaris rot und golden glühten. Wie mögen unsere Väter diese Frauen entkleidet haben, von denen viele nicht einmal den Grund für ein solches Ritual kannten? Haben unsere Mütter dann protestiert, leise, ganz leise? Oder sich stumm und widerspruchslos einem Akt gefügt, den sie instinktiv als etwas erkannten, was ertragen werden musste? Im Ohr noch immer wie eine ferne Beschwörung die Stimme der Mutter, ihren Singsang: Tu, was dein Mann dir

sagt, nimm es hin, ertrage es. Oder redeten vielleicht unsere Väter mit der Braut, stammelnd, schüchtern, erschüttert, weil alles so fremd und unvertraut war, weihten sie unsere Mütter vorsichtig ein, langsam, sanft, mit einer vorgespielten Erfahrung, die sie gar nicht besaßen? War da Liebe möglich? Der Strom der unerzählten Geschichten, angeschwollen wie Flüsse nach dem Monsunregen. Jahre später sind die Geschichten noch immer unerzählt und unsere Mütter wie ausgedörrte, rissige Erde in Erwartung des Regens, der niemals kommt.

»Nachdem er mich vergewaltigt hatte«, sagte Sangeeta, »fuhr er mich heim.« Ich erinnerte mich an diesen Abend, daran, dass meine Mutter alle Hände voll damit zu tun gehabt hatte, die *Sangeet*-Party, die Frauen-Abschiedsfeier für die Braut, vorzubereiten. Vor der Tür hatte man mit Farbpulver *Rangoli*-Muster aufgestreut und in der Küche duftete es köstlich. Zwei Stunden vor dem *Sangeet* war Sangeeta nach Hause gekommen, und ich erinnerte mich, wie sonderbar sie ausgesehen hatte: die Augen geschwollen, das Gesicht bleich und der Sari selbst in Anbetracht der Hitze ungewöhnlich zerknittert. Sie sagte unserer Mutter, die Hitze mache ihr zu schaffen, und Ma brachte sie ins Schlafzimmer und drängte sie, sich zu beeilen und hübsch zu machen. Ich erinnerte mich, dass sie an jenem Abend zwei Stunden im Badezimmer verbrachte. Dann trafen unsere Verwandten und Freundinnen ein, mit Goldschmuck und prachtvollen Seidensaris angetan. Sangeeta, die in einem gelb-silbernen Sari aus Benarasi-Seide mit Perlen, das Haar mit Jasmin geschmückt, wunderschön aussah, saß stumm da, während jemand die *Dholak*-Trommel spielte und alle sangen. Als die Lieder rührselig wurden und die Sängerinnen klagten, dass nun die Tochter das Haus der Mutter verlasse, musste meine Mutter erwartungsgemäß weinen, doch Sangeeta, die mit ihren goldenen Armreifen

spielte, weinte nicht. Ich erinnere mich, dass es zum Nachtisch *Gulab Jamuns* und *Rasmalai* gab, und da ich Süßes liebte und meine Mutter mich diesmal nicht im Auge hatte, stopfte ich mich während des ganzen Essens damit voll. Dann wurde ich mir plötzlich meiner Pickel, meiner fettigen Haut, meines strähnigen Haars und meiner schrecklichen Schüchternheit bewusst, ging in das Zimmer, das ich mit meiner Schwester teilte, und legte mich schlafen.

Jetzt, zwanzig Jahre später, versuche ich mir vorzustellen, was geschehen wäre, wenn meine Schwester meinen Eltern von der Vergewaltigung erzählt hätte. Sie hätten natürlich die Hochzeit abgesagt. Sangeeta, die ihre Jungfräulichkeit verloren hatte, hätte dann weiter bei unseren Eltern gelebt, ein gefallenes Mädchen, wie die Leute sagten. So beraubt, wäre sie still und leise verkümmert und schon bald eine alte Jungfer gewesen, während meine Eltern noch darauf gehofft hätten, dass ein netter Mann kommen und sie trotz allem lieben, sie trotz des zerrissenen Jungfernhütchens nehmen würde. Wäre ich älter gewesen, hätte ich es meinen Eltern erzählt und zugesehen, wie die beiden klaglos dahinwelkten. Sie hätten es als ihr Karma akzeptiert, als Strafe für die Sünden eines vorangegangenen Lebens, hätten ihre älteste Tochter in die Arme geschlossen und für immer die Bürde einer unverheirateten, entehrten Tochter auf sich genommen. Und die Leute, ach, die Leute, die hätten geredet und geredet, und alles wäre Sangeetas Schuld gewesen.

Und was war mit Nikhil, dem Bräutigam? Er war fünf Jahre älter als die zwanzigjährige Sangeeta und ein so hochgewachsener, so attraktiver, so charmanter Mann, dass er Darcy, Rochester und beinahe – aber nicht ganz – Rhett Butler in den Schatten stellte. Es war eine arrangierte Hochzeit, und wie das unvermeidlich der Fall ist, hatten sie sich heftig ineinander verliebt. Wie er ihr den Hof machte! Wie

romantisch! Rosen über Rosen für Sangeeta, und Liebesbriefe gingen hin und her! Obwohl sie in derselben Stadt wohnten, schrieben sie sich jeden zweiten Tag, und an den anderen Tagen gingen sie mit elterlicher Erlaubnis gemeinsam aus. Obwohl ich eine solche Romantikerin war, konnte ich mir nicht vorstellen, was sie einander eigentlich noch schreiben mochten, wo sie sich doch so oft sahen. Redeten sie nicht miteinander? Mein lustvolles Schmachten an der Seite meiner Romanheldinnen war nichts im Vergleich zu dem Entzücken, das mir die Liebesgeschichte meiner Schwester bereitete. Doch weil ich entsetzlich schüchtern war, wagte ich kaum, mit Nikhil oder seinem Bruder Abhinay zu reden, der in Sangeetas Alter war und beinahe ebenso gut aussah wie Nikhil. Ihre Eltern waren nett zu mir. Sie tätschelten mir den Kopf und sagten, ich sei ein höfliches, braves Mädchen. Das stimmte vollkommen, denn da ich schüchtern war, konnte ich gar nicht anders, als brav und höflich sein. Außerdem, was hätten sie sonst schon Gutes über mich sagen können? Ich war weder hübsch noch charmant noch elegant. Sangeeta dagegen war all das. Sie brachte mich mit ihrem Geplauder zum Lachen, gab mir ihre alten Lippenstifte und ließ mich ihre Seidensaris befühlen. Sie kochte mir meine Lieblingsgerichte und erzählte mir von den aufregenden Abenteuern ihrer Welt – der Welt der Erwachsenen. Sie schenkte mir Bücher, meistens solche, für die ich schon zu groß war, aber das spielte keine Rolle. Sie lebte in vollen Zügen und war fast immer glücklich. Sie war der Meinung, Geld sei zum Ausgeben da und das Leben zum Genießen, und beidem gab sie sich ausgiebig hin. Wenn sie zu Hause war, legte ich gern mein Buch aus der Hand; dann hatte ich nur noch Augen und Ohren für sie. Sie war die schönste Frau, die ich je gesehen hatte, und ihre Augen funkelten immer vor Lachen. Ganz anders als meine, die immer traurig und verloren dreinblickten. Gott weiß wa-

rum, denn damals gab es für mich noch gar keinen Grund zum Traurigsein.

In jener Nacht wiegten Sangeeta und ich uns gegenseitig in den Schlaf. Das heißt, ich glaube nicht, dass sie schlief, aber ich schon, tief und fest, wie Kinder schlafen. Als ich aufwachte, machte sie gerade ihre sechs Koffer zu.

Und so wurden sie spät in der Nacht getraut, zu jener glückverheißenden Uhrzeit, die der *Pandit* geweissagt hatte. Der *Pandit* sang die *Shlokas*, die keiner verstand, und unter dem mit gelben Ringelblumen geschmückten Baldachin zwischen grün, rot und weiß bemalten *Matkas* – Wasserkrügen – ging meine Schwester mit Nikhil siebenmal um das heilige Feuer herum. Abhinay saß hinter Nikhil, ich hinter Sangeeta, und als ich weinte, tätschelte Abhinay mir die Hand. Ich packte plötzlich seinen Finger und verdrehte ihn nach hinten, und hätte er ihn nicht schnell weggezogen, in einem Reflex von Schock und Schmerz, hätte ich ihm den Finger wohl gebrochen. Keiner merkte es, und ich schluchzte weiter, zusammen mit all den anderen weinenden Frauen.

Am Tag nach der Hochzeit kamen Sangeeta und Nikhil nach Hause. Sie trug einen grünen seidenen Sari mit magentarotem Saum, dazu Ohrstecker aus Rubin, er ein makellos weißes *Pajama-Kurta*-Gewand. »Wie für einander geschaffen«, genau wie in der Zigarettenreklame, und ich dachte, alles in Ordnung, ach, jetzt ist alles in Ordnung, unglaublich erleichtert. Dann sah ich Sangeetas ausdruckslose, glanzlose Augen. Wir setzten uns alle in den Gebetsraum, und meine Mutter führte eine kurze *Puja*-Zeremonie durch. Danach aßen wir, und während meine Eltern sich mit Nikhil unterhielten, führte meine Schwester mich in unser Zimmer, setzte sich aufs Bett, ließ mich zu ihren Füßen niedersitzen und begann zu sprechen, das Gesicht von mir abgewandt, mit einer flachen, ausdruckslosen, zwanghaften Stimme. Nikhil hatte sie gestern Abend nicht angerührt. Sie

war vor ihm zurückgezuckt, und er hatte diese Reaktion einer ganz natürlichen ängstlichen Scheu zugeschrieben. Er hatte ihr über die Stirn gestrichen und gesagt, sie solle sich ruhig Zeit lassen. Sie aber hatte zitternd vor Abscheu die ganze Nacht wach gelegen. Ihr wurde schlecht beim Gedanken an Nikhil, er war ihr widerlich. »*Didi*«, sagte ich. *Didi* – große Schwester. »*Didi*, bitte, nicht.« Sangeeta schaute immer noch von mir weg und fragte: »Weißt du, was Abhinay gemacht hat?« – »Nein«, gab ich zu und wollte aufstehen, aber sie stieß mich auf den Boden zurück und beschrieb mir die Vergewaltigung in allen Einzelheiten, und als ich sie ganz zum Schluss blutend auf dem kalten Boden liegen sah, hätte ich mich fast erbrechen müssen. Da kam meine Mutter ins Zimmer und Sangeeta setzte eine andere Miene auf. Sie sah jetzt wieder wie die Schwester aus, die ich kannte, und umarmte mich.

Im Monat darauf zog Abhinay bei den beiden ein. Er brauchte einen Tutor, der ihm bei der Vorbereitung auf sein Wirtschaftsprüferexamen half, und Nikhil, der fertiger Wirtschaftsprüfer war, würde das übernehmen. Nikhils und Abhinays Mutter freute sich und sagte liebevoll, nun habe Abhinay eine *Bhabhi*, eine Schwägerin, die für ihn koche und ihn versorge. Als meine Schwester bei ihrem nächsten Besuch davon erzählte, verschattete sich das Gesicht meiner Mutter missbilligend. Das sei ungesund, bemerkte sie zu meinem Vater, nachdem Sangeeta weg war. Wenn Nikhil zur Arbeit ging, würden Sangeeta und Abhinay den ganzen Tag allein zu Hause sein – das sei ungesund. Mein Vater räusperte sich beunruhigt.

Ich hatte Angst um meine Schwester und quälte mich gleichzeitig mit Schuldgefühlen wegen meines Verhaltens ihr gegenüber. Wenn sie heimkam, vermied ich es inzwischen, mit ihr allein zu sein, und wenn meine Eltern sie besuchten, weigerte ich mich mitzukommen. Wenn Sangeeta

zu Besuch kam, saß ich mit allen anderen im Wohnzimmer und ging nicht auf ihre Bitte ein, ihr meine Bücher zu zeigen. Die neueste Entwicklung entsetzte mich zutiefst, und so ging ich zum Tempel in unserer Nachbarschaft und betete. Ich versprach den Göttern, wenn sie das mit meiner Schwester in Ordnung brächten, würde ich ihnen meine künftige Ehe opfern und niemals heiraten. Ich würde auf einen Ehemann, einen so wunderbaren Mann wie Rochester, verzichten. Das reichte nicht, nein. Ich betete und bot an, wenn ich mein Liebstes opfern müsse, um alles zu ändern, dann würde ich meine Bücher opfern; nicht alle Bücher (ich ging ja noch zur Schule), aber die Romane. Ich würde aufhören, Romane zu lesen, und zwar von heute an. Ich warf mich vor Ganesh, Lakshmi, Saraswati und Hanuman zu Boden, und nachdem ich sie alle mit Kokosnüssen beschwichtigt hatte, ging ich heim.

Die Zeit stand still. Da ich nicht lesen durfte, hatte ich überhaupt nichts mehr zu tun. Es waren Schulferien, und meine einzige Freundin war zu ihren Großeltern gefahren. Bis zum nächsten Abend war die Langeweile fast unerträglich geworden. Ich konnte nicht ohne meine Bücher leben, aber ich konnte auch mein den Göttern gegebenes Gelübde nicht brechen. Was sollte ich tun? Ich vertilgte eine Packung Süßigkeiten aus dem Kühlschrank, starrte gierig auf ›Jane Eyre, die ich mitten im dritten Durchgang abgebrochen hatte (warum nur hatte ich vor dem Gelübde nicht wenigstens dieses Buch noch ausgelesen?) und schwelgte in Phantasien über einen ganzen Tag in der Bücherei. Ich stand lange vor dem Bücherregal in meinem Zimmer, schloss die Augen, nahm aufs Geratewohl irgendein Buch heraus, schlug es auf und sog in tiefen Zügen diesen Geruch ein, von dem mir bis heute vor Spannung und Vorfreude ganz kribblig wird. Daran schnuppern hieß ja nicht, mein Gelübde brechen. Dann stellte ich das Buch hastig zurück, ging in die

Bücherei unseres Viertels und vergewisserte mich, dass ich die meisten Bücher schon gelesen hatte und keines ein zweites Mal lohnte. Mit ungestilltem Verlangen und den Tränen nahe kehrte ich nach Hause zurück. Mein Vater war inzwischen heimgekommen und hatte mir einen schweren Karton mitgebracht. Ich machte ihn auf. Er war bis zum Rand mit Büchern gefüllt. »Alle gebraucht«, erzählte mein Vater glücklich. »Ich konnte diesem Schnäppchen für mein kleines Mädchen einfach nicht widerstehen.« – »Aber«, warf meine strengere Mutter ein, »nur eins auf einmal und nicht mehr als eins am Tag, sonst bekommst du noch geistige Verstopfung. Such dir eins aus«, forderte sie mich auf, »und den Rest schließt du erst einmal weg«, trug sie meinem Vater auf. Sie wusste genau, dass Bücher für mich wie Drogen waren, und irritiert von dem Zustand der Benommenheit, in den meine Leseräusche mich versetzten, genehmigte sie mir immer nur die kleinstmögliche Dosis.

Mit Tränen in den Augen und abgewandtem Gesicht sagte ich: »Nein. Ich möchte nicht lesen. Ich bin zu groß für Bücher.«

»Du übst dich wohl gerade in Sarkasmus«, gab meine Mutter zurück. »Aber deswegen bekommst du trotzdem nicht mehr als eins.«

»Ich will überhaupt keins«, entgegnete ich und ging in mein Zimmer, verarmt und gebrochen. Mein Vater kam mir nach und setzte sich besorgt neben mich. »Geht es dir nicht gut? Fehlt dir deine Schwester?«

Meine Schwester. Meine Schwester. Ich hatte meine Schwester ganz vergessen. Meine Schwester. Ich heulte laut los, und wie durch ein Wunder trat in diesem Moment Sangeta ins Zimmer. Ich packte den Schultertuchzipfel ihres Saris. »Komm wieder nach Hause«, weinte ich. »Geh nicht zurück. Komm nach Hause.« Ich zerrte an ihr, bis ihr Sari an der Schulter zerriss, und schrie: »Ich lass dich nicht mehr

zurück, ich lass dich nicht mehr zurück.« Meine Mutter vergaß die Bücher und wiegte mich in ihren Armen. Dann umarmte Sangeeta mich und flüsterte mir ins Ohr: »Wenn du irgendwas verrätst, streite ich es ab, dann rede ich nie wieder mit dir, dann bin ich fertig mit dir.«

Als ich schließlich aus meinem Zimmer kam, tätschelte Nikhil mir verwirrt die Schulter und schenkte mir Schokolade. Beim Essen waren alle still; meine Eltern waren immer noch erschrocken über mein nie dagewesenes Benehmen. Ich ging sofort nach dem Essen zu Bett. Sangeeta folgte mir und setzte sich auf die Bettkante. »Nein«, sagte ich, »*Didi*, nicht.« Den Kopf abgewandt erzählte sie mir, dass Abhinay sie jeden Vormittag vergewaltigte, wenn Nikhil zur Arbeit gegangen war, und nachts vergewaltigte Nikhil sie.

»Nein, *Didi*, hör auf.«

»Abhinay macht es jeden Tag. Jeden. Und wenn Nikhil nachts mit Abhinays Tutorium fertig ist, macht er dasselbe. Nur braucht Nikhil zehnmal so lang dafür, weil er geduldig sein will, aber es tut mir immer weh, immer, es ist ganz egal, wie er es macht ... ganz egal. Nikhil mit seiner Geduld tut mir einfach nur länger weh, ich verabscheue ihn, ich ...«

Ich steckte mir die Finger in die Ohren. Sangeeta wandte sich mir zu und zog meine Finger weg. Sie hielt meine Hände fest und zischte: »Hör zu, *hör zu*.« Dann, noch immer ihre Hände um meine, fuhr sie fort: »Nikhil findet, ich hätte mich verändert. Er sagt, ich hätte meine Spontaneität verloren, meine Herzlichkeit, alles. Er sagt, dass er mich nicht versteht.« Sie verstummte, beinahe wehmütig. Ich stand auf und ging ins Wohnzimmer.

Als Sangeeta und Nikhil weg waren, fragte ich meine Mutter, wie lange man den Göttern etwas opfern müsse, damit sie einem einen Wunsch erfüllten. »Mindestens ein Jahr«, antwortete sie und dann, mit einem Seufzer: »Und manchmal passiert es auch nie.« Meine Mutter tat zahllose

Fastengelübde und verzichtete ständig auf den Nachtschinken oder Fleisch oder irgendetwas, was sie gern mochte. All das war Teil der Abkommen, die sie mit den Göttern schloss. Warum sie denn dann nicht damit aufhöre, fragte ich, wenn die Götter den Wunsch nie erfüllten? »Wie könnte ich aufhören«, gab sie zurück, »nach so vielen Jahren?«

Also nahm ich ›Jane Eyre‹ vom Regal und verschlang das Buch zum dritten Mal. Ich bat meinen Vater um die Bücher, die er für mich besorgt hatte, ließ mich völlig gehen und fraß mich in einer einzigen Woche durch vierzehn Romane. »Es sind Sommerferien, also mach doch, was du willst«, rief meine Mutter aufgebracht.

Danach kam Sangeeta noch dreimal nach Hause, und jedes Mal glänzte ihr Sari bunter als das Mal davor. Ich saß dann wie festgewachsen auf meinem Stuhl im Wohnzimmer, beim Rest der Familie, und ging nicht auf ihre Bitten ein, im Schlafzimmer mit ihr zu reden. »Böses Mädchen«, sagte sie einmal schmollend. »Du hast deine Schwester nicht lieb.«

»Geh doch und unterhalte dich mit deiner Schwester«, sagte meine Mutter. »Du brauchst nicht bei uns zu sitzen.« Ich brach in Tränen aus: »Alle kommandieren mich ständig nur rum«, sagte ich, was durchaus nicht stimmte. Nikhil, der gute Nikhil, zog ein Schokotäfelchen hervor, gab es mir und sagte: »Um Himmels willen, lasst sie in Ruhe.« Ich sah seinem Gesicht an, wie unglücklich er war, und ich bemerkte mehr als einmal, wie er meine Schwester verwirrt anblickte. Sie redete immer pausenlos, wenn sie zu Besuch kam, mit ausladenden Gesten und klimpernden Armbändern, und sie konnte überhaupt nicht mehr zuhören. Meine Eltern fanden das anscheinend in Ordnung, und meine Mutter bemerkte einmal, Sangeeta sei nach ihrer Heirat sogar noch gesprächiger geworden.

Dann kam meine Schwester eine Zeit lang gar nicht mehr

nach Hause, wohl zwei Wochen lang. Eines Nachts wachte ich schreiend auf, aus einem Alptraum, in dem sich die Klänge der *Shehenai*-Hochzeitsmusik mit dem Stöhnen meiner Schwester vermischten. Ich sah sie, mit gelben Blumen bedeckt, tot zwischen Nikhil und Abhinay liegen. Als ich aufwachte, standen meine Eltern an meinem Bett, und voller Angst rief ich den Namen meiner Schwester aus. »*Didi* ist tot«, sagte ich zu meinen Eltern. »*Didi* ist tot.« Meine Mutter hielt mich im Arm, während ich zitterte und schluchzte, und mein Vater blickte verwirrt drein.

Am nächsten Vormittag luden meine Eltern die jüngste Schwester meiner Mutter zum Essen ein. Mala *Mousi* war Gynäkologin, und meine Eltern führten meine Hysterie zweifellos auf irgendein unbestimmtes, nicht recht ausgesprochenes Problem zurück. Vielleicht dachten sie, es sei der Hormonumschwung der Pubertät und meine erste Monatsblutung kündige sich allmählich an. Vielleicht glaubten sie, ich sei irgendwie neidisch auf die märchenhaft schöne Hochzeit meiner Schwester und wünschte ihr den Tod, unter meiner gelassenen Oberfläche lägen unterdrückte Wut und Aggression verborgen. Ihnen war aufgefallen, dass die Veränderung nach Sangeetas Hochzeit eingetreten war, doch wie es für sie typisch war, vermieden sie es, ein so heißes Eisen anzupacken, und übergaben mich Mala *Mousi*. Tante Mala war dreißig und damit zwölf Jahre jünger als meine Mutter. Sie war schlank und attraktiv, hatte selbstbewusste, scharfe Gesichtszüge, kurzes, dunkles Haar, einen direkten Blick und eine so schmale, gerade Nase, dass ich jedes Mal, wenn ich sie sah, vor Neid erblasste. Sie war munter, forsch und bissig, und jeder in meiner Verwandtschaft, einschließlich meiner Mutter, hatte ein bisschen Angst vor ihr. Sangeeta fand sie ungemein einschüchternd – allzu direkt, allzu energisch, allzu offen und viel zu unabhängig. Mala *Mousi* hatte zu viele scharfe Kanten, fand meine